

der Mann sei, der am Abend zuvor bei mir zu Hause aufgetaucht war, wurde mir klar, daß irgendwas nicht stimmte. »Das war mein Vater«, erklärte ich stolz. »Ach ...«, sagte Eric und durchwühlte meine Brotdose nach einem Milky Way. »Ich wußte gar nicht, daß du einen Vater hast.«

Man nennt so was einen Schlag ins Gesicht.

Ich wuchs also in der Obhut meiner Mutter auf. Sie war eine sehr nette Frau, lieb und freundlich, die Art Mutter, wie man sie sich erträumt. Aber sie war kein männlicher Einfluß in meinem Leben und konnte es auch nicht sein, und das, gekoppelt mit meiner wachsenden Enttäuschung über meinen Vater, machte mich schon in jungen Jahren etwas rebellisch. Nicht, daß ich ein schlimmer Rebell war. Meine Freunde und ich haben uns nur nachts manchmal davongeschlichen und Autoscheiben mit Seife eingeschmiert, oder wir haben Erdnüsse auf dem Friedhof hinter der Kirche gegessen, aber in den fünfziger Jahren veranlaßte das andere Eltern dazu, den Kopf zu schütteln und ihren Kindern zuzuflüstern: »Werd du nur nicht wie dieser Junge von den Carters! Der ist auf dem besten Weg ins Gefängnis.«

Ich. Ein ganz Schlimmer? Weil ich Erdnüsse auf dem Friedhof gegessen habe? Daß ich nicht lache.

Mein Vater und Hegbert kamen also nicht miteinander klar, aber das lag nicht nur an der Politik. Nein, anscheinend kannten sich mein Vater und Hegbert aus ferner Vergangenheit. Hegbert war ungefähr zwanzig Jahre älter als mein Vater, und bevor er Pfarrer wurde, hatte er für meinen Großvater gearbeitet - den Vater meines Vaters. Mein Großvater hatte zwar viel Zeit mit seinem Sohn verbracht, aber er war trotzdem ein echter Mistkerl, daran besteht kein Zweifel. Er war übrigens auch derjenige, der das Familienvermögen angehäuft hatte, aber man darf ihn sich nicht als jemanden vorstellen, der hart gearbeitet und dafür gesorgt hatte, daß sein Geschäft mit der Zeit wuchs und gedieh. Mein Großvater war viel schlauer, und sein Geld machte er auf viel einfachere Art: Er fing als Schwarzbrenner an und wurde während der Prohibition reich, indem er Rum aus Kuba einschuggelte. Später kaufte er Land und setzte Pächter darauf, er nahm neunzig Prozent des Ertrags, den die Pächter aus ihrer Tabakernte erwirtschafteten, dann lieh er ihnen Geld, wenn sie es brauchten, und verlangte horrenden Zinsen. Natürlich wollte er das Geld nie zurückgezahlt haben, statt dessen erwirkte er die Zwangsvollstreckung auf das Land oder ihre Gerätschaften. In einem »Augenblick der Inspiration«, wie er es nannte, gründete er daraufhin eine Bank, die *Carter Banking and Loan*. Die einzige andere Bank im Umkreis von zwei Bezirken war unter mysteriösen Umständen abgebrannt und wurde, da inzwischen die Depression hereingebrochen war, nie

wieder eröffnet. Obwohl alle wußten, was wirklich passiert war, wagte niemand, ein Wort darüber zu verlieren, aus Angst vor einem Vergeltungsschlag, und die Angst war durchaus begründet. Die Bank war nicht das einzige Gebäude, das je unter mysteriösen Umständen abbrannte.

Die Zinsen, die mein Großvater erhob, waren ungeheuerlich, und nach und nach häufte er Land und Besitz an, weil seine Kunden die Darlehen nicht zurückzahlen konnten. Als die Depression ihren Höhepunkt erreichte, erwarb er durch Zwangsvollstreckung eine Vielzahl von Unternehmen und ließ die ehemaligen Eigentümer für sich arbeiten, und zwar für einen Hungerlohn, denn sie waren in einer Zwangslage und konnten nicht weg. Er sagte, daß er ihnen ihre Geschäfte wieder zurückverkaufen würde, wenn die Wirtschaft sich erholte, und die Leute glaubten ihm.

Aber nicht ein einziges Mal hielt er sein Versprechen. Am Schluß kontrollierte er einen enormen Teil der Wirtschaft des Bezirks und mißbrauchte seine Macht in jeder nur erdenklichen Weise.

Ich würde ja gern erzählen, daß er ein schreckliches Ende gefunden hat, aber das war nicht der Fall. Er starb mit achtundneunzig beim Beischlaf mit seiner Geliebten auf seiner Jacht vor den Cayman Islands. Er sollte also seine beiden Frauen und seinen einzigen Sohn überleben. Was für ein Ende für einen Mann wie ihn, was? Das Leben ist niemals gerecht, das habe ich gelernt. Wenn man Schülern überhaupt etwas beibringen will, dann das.

Um wieder auf die Geschichte zurückzukommen ... Als Hegbert erkannte, was für ein gemeiner Hund mein Großvater war, hörte er auf, für ihn zu arbeiten, und wurde Pfarrer, dann kam er wieder nach Beaufort und übernahm die Pfarrstelle an der Kirche, in die wir immer gingen. In den ersten Jahren perfektionierte er seinen Feuer-und-Schwefel-Auftritt mit Predigten, in denen er die Gierigen geißelte, so daß er kaum Zeit für irgendwas anderes hatte. Er war schon dreiundvierzig, als er heiratete, und fünfundfünfzig, als seine Tochter Jamie Sullivan geboren wurde. Seine Frau, die klein und zierlich und zwanzig Jahre jünger war als er, erlitt sechs Fehlgeburten, bevor Jamie zur Welt kam, und dann starb sie bei der Geburt, wodurch Hegbert Witwer wurde und seine Tochter allein aufziehen mußte.

Das erklärt die Geschichte von dem Theaterstück.

Die Leute kannten sie schon, bevor das Stück aufgeführt wurde. Es war eine von den Geschichten, die jedesmal die Runde machte, wenn Hegbert zu einer Kindstaufe oder einer Beerdigung gerufen wurde. Jeder kannte sie, und deswegen, glaube ich, waren die Leute auch so aufgewühlt, wenn sie das Weihnachtsstück sahen. Sie

wußten, daß ihm eine Geschichte aus dem wahren Leben zugrunde lag, wodurch es eine spezielle Bedeutung bekam.

Jamie Sullivan, Hegberts Tochter, die wie ich die Abschlußklasse der High School besuchte, war ausgesucht worden, den Engel zu spielen. Nicht, daß jemand anders wirklich in Frage gekommen wäre. Natürlich bekam das Stück dadurch in dem Jahr eine ganz besondere Note. Es würde ein ganz großes Ereignis werden – vielleicht das größte aller Zeiten –, so dachte zumindest Miss Garber. Sie war die Schauspiel-Lehrerin, und der Gedanke daran ließ sie schon in der ersten Stunde erstrahlen, die ich in ihrer Klasse war.

Eigentlich hatte ich gar nicht vorgehabt, in dem Jahr den Schauspielkurs zu machen, wirklich nicht, aber entweder nahm ich Schauspiel oder Chemie II. Und ich dachte natürlich, daß es eine bequeme Lösung sein würde, besonders im Vergleich mit der Alternative. Keine schriftlichen Arbeiten, keine Prüfungen, keine Tabellen mit Protonen und Neutronen, die man auswendig zu lernen hatte, und kein Periodensystem mit Elementen, die man richtig zusammensetzen mußte – was konnte man sich als Schüler der Abschlußklasse Besseres wünschen? Als ich mich eintrug, schien die Sache schon geritzt. Ich war überzeugt, daß ich die meisten Stunden ruhig schlummernd verbringen könnte, und in Anbetracht meiner späten Abende beim Erdnußessen draußen war das ein ziemlich wichtiger Gesichtspunkt.

Am ersten Tag des Kurses kam ich als einer der letzten kurz vor dem Klingeln in das Klassenzimmer und setzte mich ganz nach hinten. Miss Garber hatte der Klasse den Rücken zugewandt und schrieb ihren Namen in großer Schrägschrift an die Tafel. Als ob wir nicht wüßten, wer sie war. Jeder kannte sie – man kam nicht drum herum, sie zu kennen. Sie war groß, bestimmt eins fünfundachtzig, hatte flammend rotes Haar und blasse Haut, auf der man ihre Sommersprossen sah, obwohl sie weit über vierzig war. Außerdem war sie übergewichtig – ich schätze, sie wog so um die hundertzwanzig Kilo – und trug mit Vorliebe lose, großgeblümete Gewänder. Sie hatte eine dicke, dunkle Hornbrille und begrüßte jeden mit einem »Halloooo«, wobei sie die letzte Silbe singend in die Länge zog. Miss Garber war eine außergewöhnliche Frau, kein Zweifel, und sie war unverheiratet, was die Sache noch verschlimmerte. Jedes männliche Wesen, ganz gleich welchen Alters, verspürte unwillkürlich Mitleid mit ihr.

Unter ihren Namen schrieb sie die Ziele, die sie in dem Jahr erreichen wollte. »Selbstvertrauen« war das erste, gefolgt von »Selbsterkenntnis« und, drittens, »Selbsterfüllung«. Miss Garber hielt große Stücke auf diese »Selbst«-Sachen, womit sie den Entwicklungen in der Psychotherapie weit voraus war, aber das war

ihr damals wahrscheinlich nicht bewußt. Sie war auf diesem Feld Vorreiterin. Vielleicht hatte es etwas mit ihrem Aussehen zu tun und war ein Versuch, ein besseres »Selbstwertgefühl« zu bekommen.

Aber ich schweife ab.

Die Stunde hatte schon begonnen, da fiel mir etwas Ungewöhnliches auf. Obwohl die Beaufort High School nicht groß war, wußte ich doch mit Sicherheit, daß die Verteilung von Mädchen und Jungen ziemlich genau halbe-halbe war. Deswegen war ich überrascht, als ich sah, daß in dieser Klasse mindestens neunzig Prozent Mädchen saßen. Ich entdeckte nur noch einen anderen Jungen, was mir aus meiner Sicht der Dinge nur recht sein konnte. In dem Moment fühlte ich mich großartig, nach dem Motto: »Hoppla, jetzt komm ich!« Mädchen, wohin das Auge blickt, dachte ich unwillkürlich, überall Mädchen, Mädchen und keine Prüfungen.

Zugegeben, ich hatte nicht unbedingt die schnellste Auffassungsgabe.

Miss Garber fing also mit dem Weihnachtsstück an und erklärte uns, daß Jamie Sullivan in diesem Jahr den Engel spielen würde. Und dann fing sie an zu klatschen - sie gehörte auch zu unserer Kirche -, und einige von uns dachten, ihr Applaus gelte Hegbert, weil sie in ihn verliebt sei. Als ich das erste Mal davon hörte, dachte ich: Zum Glück sind sie zu alt, um Kinder zu bekommen, wenn sie je ein Paar würden. Man muß sich das mal vorstellen - durchsichtig mit Sommersprossen? Schon der Gedanke ließ alle erschauern, aber natürlich hat nie einer eine Bemerkung darüber gemacht, wenigstens nicht in Hörweite von Miss Garber oder Hegbert. Gerede ist das eine, aber gemeiner Klatsch ist etwas ganz anderes, und selbst wir auf der High School waren nicht so gehässig.

Miss Garber klatschte weiter, erst mal ganz allein, bis wir schließlich alle einfielen, denn es war offensichtlich, daß sie das wollte. »Steh auf, Jamie«, sagte sie, »zeig den anderen, wer du bist.« Also stand Jamie auf und drehte sich um, worauf Miss Garber noch heftiger klatschte, als stünde sie vor einem leibhaftigen Filmstar.

Jamie Sullivan war bestimmt ein nettes Mädchen, daran ist kein Zweifel. Beaufort war so klein, daß es nur eine Grundschule gab, und folglich waren wir schon unser ganzes Leben lang in einer Klasse, aber es wäre gelogen, wenn ich sagte, daß ich je mit ihr gesprochen hätte. Einmal, in der zweiten Klasse, saß sie das ganze Schuljahr neben mir, und damals haben wir uns bestimmt manchmal unterhalten, aber das hieß nicht, daß ich meine Freizeit mit ihr verbrachte, auch damals nicht. Wen ich in der Schule sah, war die eine Sache, mit wem ich mich nach der Schule traf, war eine ganz andere, und Jamie hatte noch nie zu meinem Freundeskreis gehört.

Nicht, daß Jamie nicht ganz passabel aussah – das war es nicht. Sie war kein häßliches Entlein oder so. Zum Glück schlug sie ganz nach ihrer Mutter, die, nach den Bildern zu urteilen, die ich gesehen hatte, ganz hübsch gewesen war, besonders, wenn man bedenkt, wen sie geheiratet hatte. Aber Jamie war auch nicht unbedingt das, was ich attraktiv nennen würde. Obwohl sie schlank war und honigblondes Haar und sanfte blaue Augen hatte, sah sie meistens irgendwie ... *unscheinbar* aus, und auch nur dann, wenn man sie überhaupt bemerkte. Jamie machte sich nichts aus ihrem Äußeren, weil sie immer nach »innerer Schönheit« und solchen Sachen strebte. Das war vermutlich mit ein Grund für ihr Aussehen. Denn solange ich sie kannte – und das war ziemlich lange –, hatte sie ihr Haar immer in einem straffen Knoten getragen, fast wie eine alte Jungfer, und nie hatte sie auch nur ein Tüpfelchen Make-up aufgelegt. Wenn sie dann noch ihre gewöhnliche braune Strickjacke und den Schottenrock anhatte, dann sah sie aus, als wäre sie auf dem Weg zu einem Vorstellungsgespräch in der Bücherei. Wir dachten, das sei nur eine Phase, aus der sie herauswachsen würde, aber das war nicht so. Auch in den ersten drei Jahren auf der High School hatte sie sich kein bißchen verändert. Das einzige, was sich verändert hatte, war die Kleidergröße der Sachen, die sie trug.

Aber es lag nicht nur an der Art, wie sie sich kleidete, daß Jamie irgendwie anders war, es war auch ihr Verhalten. Jamie vertrödelte nie ihre Zeit in Cecil's Diner oder ging zu Schlafpartys bei anderen Mädchen, und ich wußte mit Sicherheit, daß sie noch nie einen Freund gehabt hatte. Der alte Hegbert hätte wahrscheinlich einen Herzanfall bekommen, wenn sie mit einem Jungen angekommen wäre. Aber selbst wenn Hegbert aus irgendwelchen Gründen einverstanden gewesen wäre, hätte das nichts geändert, denn Jamie trug ihre Bibel immer bei sich, und wenn ihr Aussehen und Hegbert die Jungen nicht abschreckten – die Bibel tat es auf jeden Fall. Ich meine, ich hatte genausowenig etwas gegen die Bibel wie die anderen in meinem Alter, aber Jamie schien eine Freude aus der Bibel zu ziehen, die mir völlig fremd war. Sie fuhr nicht nur jedes Jahr im August zur Ferienbibelschule, sondern sie las auch in der Pause in der Bibel. Für mein Gefühl war das einfach nicht normal, auch wenn sie die Tochter des Pfarrers war. Man konnte es drehen und wenden, wie man wollte, die Briefe des Paulus an die Epheser machten nicht halb soviel Spaß wie ein Flirt, das leuchtet doch wohl ein.

Aber damit nicht genug. Weil sie soviel in der Bibel las, oder vielleicht auch wegen Hegberts Einfluß, war Jamie der Ansicht, daß es wichtig war, anderen zu helfen, und genau das tat sie auch. Ich wußte, daß sie im Waisenhaus in Morehead City ab und zu mithalf, aber das reichte ihr noch nicht. Sie sammelte immer für irgendwas